

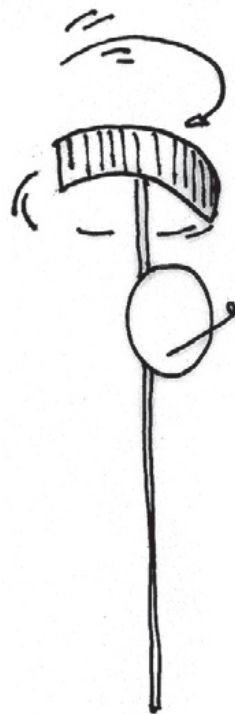
Forschen und suchen

Klaus Overmeyer

Sucht man heute als fertig ausgebildeter Architekt in einem Berliner Büro nach Arbeit, so kann das Unterfangen in ein langes, wenn nicht sogar endloses Versteckspiel ausarten. Für Studienabgänger bieten sich kaum noch Chancen, einen Einstieg in das klassische Berufsbild des bauenden Architekten zu finden. Selbst etablierte Büros bauen ihre Mitarbeiterstäbe massiv ab. Dennoch werden an den Universitäten jährlich hunderte von Architekten für eine „boomende“ Zukunft ausgebildet. Spätestens wenn sich nach erfolglosen Bewerbungen Ernüchterung über die aussichtslose Lage einstellt, bieten sich für die meisten Absolventen zwei Alternativen: Entweder zieht man als Nomade der Arbeit hinterher und verlässt die Stadt oder man bleibt in Berlin, profitiert von den relativ geringen Lebenshaltungskosten und entwickelt in den Nischen und Zwischenräumen der Stadt eigene Überlebensstaktiken, die mit klassischer Architektur allerdings wenig zu tun haben.

Als wir vor vier Jahren begannen, uns näher mit den Zwischenräumen Berlins auseinanderzusetzen und den Antrag für das Forschungsprojekt Urban Catalyst „Strategien temporärer Nutzungen“ formulierten, dachten wir natürlich nicht an unsere eigene Rolle als Architekten. Ausgangspunkt unserer Motivation war vielmehr

das für Berlin typische Missverhältnis zwischen einem Überschuss an nicht realisierten Planungen und dem hohen Maß an offenen, unfertigen Räumen in der Stadt, die als Nische und Nährboden für eine Vielzahl von temporären Nutzungen dienen. Gleichwohl wurde gerade während der zweiten Projektphase, in der in den unterschiedlichen Testgebieten Handlungsmodelle und Werkzeuge entwickelt und



angewendet wurden, die eigene Position als Planer intensiv reflektiert. Gerade in einem ökonomisch stagnierenden Kontext, in dem sich Stadtentwicklung weniger über bauliche und formal ästhetische Parameter definiert, sondern zunehmend von informellen, spontan und ungeplanten Phänomenen bestimmt wird, geraten Architekten und Stadtplaner mit ihrem bisherigen Selbstverständnis in eine tiefe Identitätskrise. Im Wesentlichen hat dies mit einer Verschiebung der zentralen Aufgabenstellung zu tun: Entscheidend ist nicht länger die Frage, welche gestalterische Form Stadt am Ende eines Planungsprozesses annimmt. Vor dem Hintergrund fehlender, traditioneller Entwicklungsimpulse gewinnt die Frage nach den Katalysatoren urbaner Prozesse zunehmend an Bedeutung: Wie lassen sich vorhandene Ressourcen besser nutzen, welche Aktivitäten und Nutzungen können initiiert und stimuliert werden, welche Akteure müssen involviert werden und welche Instrumentarien sind nötig, um als Kommune, Grundeigentümer oder Planer trotzdem eine aktivierende Rolle einzunehmen? Urban Catalyst hat sich sehr intensiv mit den direkten Konsequenzen auseinander gesetzt, die sich aus diesen geänderten Rahmenbedingungen für die Rolle des Architekten, insbesondere für die Perspektiven von Berufsanfängern ergeben. Zu den wichtigsten Aspekten zählen:

1. Wer keine Arbeit hat, macht sich welche.

Anstatt an unbezahlten Wettbewerben zu arbeiten und auf den vermeintlich großen Realisierungswurf zu hoffen, suchen viele Architekten bereits in ihrem Studium Alternativen in einer „Architektur der Strasse“: Sie bestellen ihr eigenes Feld, in dem sie sich in lokalen Initiativen wie Kulturvereinen, Clubs oder eigenen Arbeitsläden engagieren und als Bastler von außen betrachtet primitive Dinge organisieren, die im Laufe der Zeit aber ihre eigene Dynamik entfachen. Die Bandbreite an Aktivitäten reicht dabei vom Verlegen eines Gartenschlauches, um die Wasserversorgung einer offen gelassenen Bahnbaracke sicherzustellen bis hin zur Verhandlung mit Eigentümern über die Pacht und den Umbau von selbst genutzten Gebäuden.

2. Netzwerke aufspüren und bilden

Der klassische Architekt kooperiert in seinem normalen Berufsfeld mit einem überschaubaren Pool an Projektbeteiligten. In der Regel zählen dazu der Bauherr, Projektsteuerer, Fachplaner, eventuell spätere Nutzer und natürlich auch die genehmigenden Behörden. Wenn es aber gar keinen Auftraggeber gibt und folglich auch die übrigen Projektbeteiligten für eine Zusammenarbeit entfallen, müssen Architekten andere Handlungsmodelle entwickeln, um dennoch eine aktive Rolle einnehmen zu können. Wesentliche Ressource bilden dabei vorhandene Netzwerke

wie lokale Initiativen, Bürgergruppen, Vereine oder (informelle) Organisationen, die zwar nichts mit Planung zu tun haben, aber die Voraussetzung bilden, um durch Verknüpfung und Erweiterung vielschichtig gelagerte Aktivitäten zu einem Projekt verdichten zu können.

3. Taktik statt Strategie

Im Gegensatz zum Strategen verfolgt der Taktiker keinen langfristigen Plan, sondern reagiert wie der Guerrillero auf unmittelbare Veränderungen seiner Umgebung. Übertragbar ist diese Metapher auf die heutige Situation von Architekten. Nach wie vor repräsentieren Sie einen planenden Beruf. Allerdings können sie sich immer weniger Planer auf Aufträge verlassen, die nach HOAI und einem festen Schema abgewickelt werden. Architekten, die zusammen mit anderen Akteuren Projekte initiieren, sind darauf angewiesen, Unbestimmtes und Unvorhergesehenes in ihre Planung mit ein zu beziehen. Vergleichbar mit Zwischennutzern, die ihr Handeln kurzfristig ausrichten, müssen sie flexibel reagieren auf sich ändernde Rahmenbedingungen. Entfällt beispielsweise eine zugesagte Unterstützung, sucht man nach anderen Sponsoren oder kompensiert Defizite durch Integration neuer Partner.

4. Vorhandene Ressourcen nutzen

Projekte müssen unter den Vorzeichen stagnierender ökonomischer Entwicklungen zunehmend existierende Ressourcen integrieren. Maßgeblich ist weniger das Gebaute, sondern die Transformation von Bestehendem. Dabei gilt es nicht Bestände wie im Denkmalschutz zu bewahren. Motivation ist vielmehr, Taktiken für

einen Umwandlungsprozess zu entwickeln.

5. Minimale Interventionen – Maximale Dynamik

Wie lassen sich bestehende Strukturen mit einem Minimum an Kapitalaufwand neuen Nutzungen zuführen? Viele Projekte werden nie umgesetzt, weil Eigentümer aus Angst vor Verletzung der Verkehrssicherungspflicht eine Nutzung temporär ungenutzter Räume nicht zulassen. Ist diese Hürde erst einmal überwunden, können diese Raumpotenziale oftmals durch wenige physische Eingriffe reaktiviert werden. In vielen Fällen reicht es, Zugänglichkeiten zu verbessern oder Räume mit einfachen Mitteln neu zu strukturieren und nutzbar zu machen. Damit ist nicht als Ende der Architektur gemeint. Auch Minimalinterventionen können gut entworfen und gestaltet werden. Sie basieren auf der Ästhetik des Vorhanden und manifestieren eigene formale Ausdrucksformen, die vielfach mit der üblichen Architektursprache nicht korrespondiert.

6. Verknüpfen und ermöglichen

Der Anteil rein planerischer Aufgaben am Arbeitsfeld von Architekten wird sich weiter verringern. Stärker gefragt werden seine Fähigkeiten, Projekte zu initiieren und den Entwicklungsprozess strategisch zu begleiten. Sicherlich eine komplexe Herausforderung, denn die Kunst liegt darin, unterschiedliche Handlungsebenen, die sich bisher parallel entwickelten, miteinander zu verknüpfen. Neben der planerischen Ebenen zählen dazu Bereiche wie die Moderation von Plattformen, die unterschiedliche Akteure integrieren, Verhandlungen und Ab-

stimmungen zwischen Nutzern, Kommune, Eigentümer und Bürgern, rechtliche Themenfelder, die Vermittlung und Kommunikation des Projektes nach außen, insbesondere an politische Entscheidungsträger, sowie die Konzipierung von Finanzierungsmodellen. Mutiert der Architekt also zum Generalisten, zum Agenten? Sicherlich geht es nicht darum, noch mehr spezifisches Fachwissen additiv zu akkumulieren. Relevant ist in Zukunft die verknüpfende Rolle des Architekten: Indem er auf verschiedenen Ebenen agiert und diese miteinander verknüpft, wird er zum Ermöglicher, zum Katalysator für eine Stadtentwicklung von unten.

7. Langer Atem

Vor die Alternative gestellt, sich anders zu orientieren oder sich auf neue Rollen als Architekt einzulassen, werden sich viele für die erste Option entscheiden. Ohne Zweifel erfordert die Architektur ohne Auftraggeber einen langen Atem, hohes Eigenengagement und die Bereitschaft, für wenig Budget zu arbeiten. Vor allen Dingen gibt es bisher keine Patentrezepte, die Sicherheit und geregeltes Einkommen garantieren. Im Gegensatz zum klassischen Bürojobber sammelt der junge Bastler jedoch eine Vielfalt an Erfahrungen und entwickelt Fähigkeiten, die in der beruflichen Evolution mittlerweile stärker gefragt sind als das studierte Wissen.